

Kultur & Gesellschaft

Kurz & kritisch

Ricky Gervais' Schamlosigkeiten

Fernsehen Bald 20 Jahre ist es her, seit der britische Komiker Ricky Gervais in der BBC-Serie «The Office» den erbarmungslos peinlichen Bürochef erschuf – und damit auch gleich die Vorstellungen dessen sprengte, was eine Sitcom sein kann. Und fast zehn Jahre sind vergangen, seit Gervais als notorisch unkorrekter Moderator an der Golden-Globes-Verleihung auftrat, wo die Stars über Witze lachten, die sie sonst höchstens mal im privaten Rahmen machen würden. Dass er jetzt mit seiner neuen Netflix-Serie «After Life» an einem Endpunkt der Komik angekommen ist, folgt einer gewissen Logik: Gervais möchte sich weiterhin wie der unverschämteste Trampel aufführen, aber damit das noch irgendwie funktioniert, schiebt er jetzt ein Höchstmass an Rührseligkeit vor.

Ricky Gervais ist Tony, Stadtanzeiger-Journalist in einem schmucken Küstenstädtchen. Vor ein paar Monaten ist seine Frau Lisa an Brustkrebs gestorben, weswegen Tony depressiv und von Suizidgedanken geplagt zwischen Redaktionsbüro und Wohnhaus hin- und herschlurft, wenn er nicht gerade mit dem Hund rausgeht. Sicher lässt er keine Gelegenheit aus, Leute vor den Kopf zu stossen oder sie seiner ausserordentlich schlechten Laune auszusetzen. Für Tony ist unmögliches Benehmen wie eine Supermacht: Wenn es irgendwann zu viel wird, kann er sich ja immer noch umbringen. Wer will ihm so je etwas anhaben?

Allerdings gibt es auch im Leben nach dem Tod noch ein paar Dinge, die Tony etwas bedeuten. Selbst für eine Sitcom ist das nicht gerade eine bahnbrechende Erkenntnis – zumal der neue Lebensmut in «After Life» vor allem dadurch mobilisiert wird, dass die Nebenfiguren immer wieder auf Tony einreden und ihm sagen, was er doch eigentlich für ein herzenguter Kerl sei. So wirds oft übel sentimental.



Nicht immer lustig: Ricky Gervais als Tony mit Hund und seiner verstorbenen Frau Lisa. Foto: Netflix

Ricky Gervais hat sich schon immer für Figuren interessiert, die sich gewaltig überschätzen oder grandios danebentreffen. Dass es im Allgemeinen besser ist, wenn man anderen Menschen mit Freundlichkeit begegnet, hat er uns bereits in der Serie «Derrek» zu verstehen gegeben. «After Life» schreckt nicht einmal davor zurück, alte Gervais-Witze zu recyceln. Riecht flau, dieser aufgewärmte Humor.

So landet der Komiker dort, wo er nie hinwollte: in der Harmlosigkeit. In Interviews verteidigt Gervais seit Jahren sein Menschenrecht auf Provokation, erst recht in der Zeit von Polarisierung und politischer Korrektheit. Wenn jetzt aber Tony ein Schulkind auf dem Pausenhof zusammenstaucht, weil es ihn einen Perversling rief, wo er doch nie im Leben ein so fettes Kind missbrauchen würde, und er einem Heroinsüchtigen Geld gibt, damit dieser mit einer Überdosis seinem eigenen Schmerz entkommen kann – dann sind das alles nicht besonders lustige Versuche, mit den Mitteln des ach so

grenzwertigen Humors noch irgendwo Anstoss zu erregen. Jemand sei bitte beleidigt!

Auf der Bühne zünden die Schamlosigkeiten, die Ricky Gervais seinen Themen abzwängt, schon länger nicht mehr; für Netflix muss er sich mit viel Gefühlsduseligkeit bewaffnen, um sie noch zu rechtfertigen. Im Grunde besteht die grösste Provokation von «After Life» darin, dass es Gervais nun für nötig hält, allerhand Leid anzuhäufen, um die Scherze zu erzählen, die er schon immer erzählt hat. Dafür gibt der Schauplatz der Kleinstadt schönes Milieumaterial her: Einmal porträtieren Tony und sein Kollege fürs Lokalblatt einen Leser, der in einem Wasserfleck an der Wand das Gesicht von Sir Kenneth Branagh erkennt. Es sieht überhaupt nicht aus wie Branagh, aber der Mann freut sich von Herzen, dass die Journalisten zu ihm nach Hause gekommen sind, und grinst sehr lustig.

Pascal Blum

«After Life» läuft auf Netflix.

Ein Haufen poetischer Stoff

Theater Lange Titel waren seine Spezialität. «Before I Speak, I Have Something to Say!», so hiess die Produktion, mit der Max Merker 2017 an das Schweizer Theatertreffen eingeladen wurde. Noch länger war «Was ich immer schon mal sagen wollte, aber ihr euch nicht getraut habt!» – das Stück hatte im gleichen Jahr an der Winkelwiese Premiere. Nun kehrt der Regisseur und Schauspieler ins Fabriktheater Rote Fabrik zurück. Diesmal ist der Titel sehr kurz und ohne Ausrufezeichen: «Geister». Aber wieder geht es um das Sagen. «Wir geben das Wissen, dass es keine Geister gibt, auf. Wir rufen sie auf der Bühne herbei und lassen sie erscheinen, weil wir glauben, dass sie etwas zu sagen haben», sagt Merker.

Das Problem dabei: Geister können sich nicht gut verständlich machen. Bevor sie zu uns reden, lassen sie sich Zeit. Geister stecken ja gern irgendwo fest, sie sind gefangen «zwischen einem

«nicht mehr» und einem «noch nicht»». Das ist die offizielle Version. Wir sehen dann später, dass ein Geist sich ganz banal in einer Tür eingeklemmt hat, weil er zu dick für den Durchgang ist. Das scheint die Realität zu sein. So gehen in diesem Theater die Vorstellungen auseinander: zwischen dem verschurbelten Programm im Hintergrund und den Dingen, die auf der Bühne zu sehen sind. Dort steht zwischen Bäumen ein kleines Haus mit Veranda. Jemand hat am Anfang «Ende» draufgeschrieben, später werden da die Namen der Schauspieler stehen: Max Merker, Emma Murray, Viviane Pavillon, Matthias Schoch.

Wenn sie das erste Mal zu sehen sind, üben sie gerade das Verschwenden: Unter Leintüchern spielen diese Geister Versteckis. Sehr schön ist diese Eingangsszene, so absurd wie poetisch. Denn da können die weissen Gespenster noch so behaupten, man sähe sie nicht – am wenigsten sehen sie selber. Ein Gespenst stösst an einen Baum und sagt: Oh! Ein anderes versucht, sich unter der Veranda zu verstecken, und bleibt dann als Haufen Stoff liegen, während die Kollegin bis hundert und zurück zählt. Ein unschuldiges Kinderspiel, in dem sich alle verlieren können. Mit ganz wenig Gegenständen kann Max Merker ein schönes Theater machen. Da sagen auch wir: Oh!

Daraus wird dann ein Airbnb-Geister-Drama: Das Haus ist doppelt vermietet worden, und in der Folge jagen sich ohne rechte Logik die Figuren des Spiels – und landen, o weh, in der Endloschleife. Es wird endlos auf der Bühne geraucht, gesungen, Musik gemacht; es wird viel gesagt und doch in vielen Sprachen aneinander vorbeigeredet. Irgendwie bleibt das Theater im Zwischendurch stecken, wie Matthias Schoch in der Tür mit seiner Ritterrüstung. Wie die andere Seite der Wirklichkeit ausschauen könnte, sieht hier niemand.

Stefan Busz

Bis 23. März

Nachrichten

Weiteres Gurlitt-Bild als Raubkunst identifiziert

Kunst Aus dem Kunstfund Gurlitt ist ein weiteres Bild als Raubkunst identifiziert worden. Dabei handelt es sich um das Gemälde «Quai de Clichy» des französischen Malers Paul Signac (1863–1935). Das Ergebnis der Provenienzrecherche wurde durch internationale Experten bestätigt. «Damit können wir ein weiteres Werk aus dem Kunstfund Gurlitt an Nachkommen eines Opfers nationalsozialistischer Verfolgung zurückgeben», sagte die deutsche Kulturstaatsministerin Monika Grütters gestern. Auf das Gemälde sei Anspruch angemeldet worden. Das Bild gehörte zur Sammlung des französischen Immobilienmaklers Gaston Prosper Lévy (1893–1977). Als Jude floh er aus dem von den Nazis besetzten Frankreich. Deutsche Soldaten beschlagnahmten die Kunstobjekte 1940. Später gelangte das Werk über den Kunstmarkt in den Gurlitt-Besitz. (sda)

Schweizer Film hielt sich 2018 wacker

Film Die schweizweiten Kinoeintritte sind 2018 im Vergleich zum Vorjahr um 13 Prozent zurückgegangen. Hauptgrund dafür ist der Rückgang um 1,2 Millionen Eintritte für US-amerikanische Filme, teilte das Bundesamt für Statistik mit. Kein gutes Jahr also für den US-Film, denn das Angebot an Hollywoodfilmen und Vorführungen sei generell nicht zurückgegangen. Noch durchzogener war das Jahr in Bezug auf 3-D-Filme. Im Vergleich zu 2017 gab es 16 Prozent weniger Vorführungen, die Zahl der Eintritte schrumpfte sogar um mehr als 30 Prozent. Besser lief es für den Schweizer Film. Der Marktanteil von 6,4 Prozent blieb 2018 auf dem gleichen Niveau wie 2017. Entsprechend dem generellen Rückgang bei den Kinoeintritten konnte der heimische Film mit rund 740 000 verkauften Tickets trotzdem nicht an den Erfolg vom Vorjahr anknüpfen. (sda)

ANZEIGE

Ihre persönliche



IM ABO LESEN UND PROFITIEREN

erhalten Sie gratis und exklusiv zum Tages-Anzeiger-Abo, 0848 848 840 oder www.tagesanzeiger.ch/abo

«Glanzlichter der Gottfried Keller-Stiftung»

14. Februar bis 22. April 2019, Landesmuseum Zürich

Die Sammlung der Gottfried Keller-Stiftung ist eine der wichtigsten Sammlungen zur Schweizer Kunst. Die Ausstellung zeichnet die Geschichte der Stiftung nach und zeigt mit kostbaren Objekten wie Goldschmiedearbeiten, Glasmälden, Graphiken, Gemälden und Skulpturen vom 12. bis ins 20. Jahrhundert die Vielfalt der Sammlung auf.

Ihr CARTE BLANCHE-Angebot
CHF 5.– statt CHF 10.–

Tickets

Ihre vergünstigten Tickets erhalten Sie unter Vorweisung der CARTE BLANCHE an der Kasse. Maximal 2 Tickets pro CARTE BLANCHE.

Öffnungszeiten

Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr
Donnerstag 10–19 Uhr

Weitere Informationen

www.landmuseum.ch



50%
RABATT

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger